

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

13.6.1920 (No. 24)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 24



13. Juni 1920

Hellmut v. Nauschenplat / Der Aufbau aus neuer Gesinnung.

Du fragst mich: „Wie sieht das Leben aus, in dem neue Gesinnung aufkeimt und Macht gewinnt?“

Einiges wenige darüber will ich Dir sagen: Liebe zur Gemeinschaft und Glaube an unsere Verantwortung muß sich auswirken in all' unserm Tun, im größten wie im kleinsten. Es muß uns ernst sein mit der sozialen Gesinnung: Selbstbesinnung muß zu Selbsterziehung, Verantwortungsgefühl zu Selbstdisziplin führen. Zur schrankenlosen Freiheit sind wir nicht berufen, doch zur freigewollten Gemeinschaft. Dies ist der tragende Gedanke, in dem all' unsere Zukunft beschlossen ist. Mit ihm stehen oder fallen wir. — Ich weiß, daß es viele noch nicht über sich bringen, ihren liebsten Eitelkeiten und Schwächen zu entsagen um einer Idee willen. Die Führer sein wollen aus gemeinsamer Not, die müssen alle egoistischen Wünsche zum Opfer bringen. Sie dürfen nicht dies oder jenes sich vorbehalten und ausnehmen vom Opfer. Sonst machen sie es überhaupt wertlos. Sie müssen alles, was nur ins Gestrüß gehört, opfern, um alles in Zukunft neu zu gestalten. Tradition ist nicht nur zu brechen; wir müssen neue Tradition, neuen Lebensstil schaffen. „Neue Gesinnung“, das ist kein Dogma, nichts Gegebenes und nichts, was man berechnen und konstruieren kann. Konstruieren kann man nur die äußere Form, in der sich die Idee vollendet. Sie selbst muß aus dem Herzen aufsteigen. Es ist, wie Hölderlin sagt: „Aus bloßem Verstand ist nie Verständiges, aus bloßer Vernunft nie Vernünftiges gekommen.“ Die Gesinnung ist etwas werdendes, und sie wird in uns, die wir bereit sind, uns ihr hinzugeben, die wir bereit sind, nach unserem Gewissen zu leben. Wir sind stolz, ein Stück Zukunft in uns zu tragen.

„Und welches ist der Gedanke der Zukunft?“

Wie ich ihn glaube, könnte man ihn wohl so in knappe Formel bringen: Gemeinschaftsgefühl, zu ihm hinführend und aus ihm erstarkend wirtschaftliche Solidarität, die keinem Menschen übermäßigen Gewinn läßt, jeden über materielle Not erhebt, ihm Kraft schafft und Zeit gibt zu freiem Auswirken seiner Persönlichkeit. Keine Klassen-Menschen, die Verschiedenes und verschiedenen Wertvolles leisten, aber alle Brüder im Geiste. Auf dem Gefühl geistiger Gemeinschaft erbaut — als Endziel der Demokratie —: eine Panaristokratie.

„Und Du Schwärmer glaubst an dies Ziel?“

Als Ziel, gewiß. Doch ich weiß, der Weg ist lang. Und viele werden leicht müde und kommen dem Ziel nicht näher. Es ist auch kein Ziel für Jahre, sondern Jahrhunderte. Wir werden

es nicht sehen. Wir bringen Altes zum Opfer und sehen das Künftige nur von ferne, nur im Werden. — Der Mensch wird und wandelt sich: In Jahrmillionen wurde er zum Aufrecht-schreitenden mit der hohen Stirn. Im Innern trägt er noch gar viel vom Tier an sich. Er wird das Tierische abtun, wird Mensch werden durch Wandel der Gesinnung. Er wird den weiten Weg gehen vom „Ich“ zum „Wir“. Dann erst wird er ganz Mensch sein.

„Doch die Menschen von heute...“

Du meinst, sie seien ganz anders, als ich sie möchte. Die Du dich nach vorne drängen siehst, gewiß; sie sind fast alle anders. Doch die vielen, die große Masse — ich denke an das ganze werktätige Volk: die mehr mit der Hand und die mehr mit dem Hirn schaffen — ich glaube, in ihnen schlummert das „neue Deutschland“. Die Schieber sind Zerrbilder der Kriegsgewinnler und diese Uebertreibungen egoistischer Geschäftemacher der Vorkriegszeit. Sie stellen sich selbst außerhalb des Volks, haben im neuen Deutschland keinen Platz. Dem Untergang geweiht, feiern sie ihre letzten Orgien. Die Schieber wähnen in der Gegenwart zu leben und sind doch nur Karikatur des Vergangenen. Bald, sehr bald müssen wir an sie und ihresgleichen wie einen bösen Spul denken können, der uns vor Morgengrauen narrete. Wenn nicht, wenn der Morgen nicht anbricht — dann kommt das Chaos.

Eine andere Rettung als Erstarren sozialer Gesinnung gibt es für uns überhaupt nicht. Mit äußeren Mitteln ist nichts mehr auszurichten. Wir glauben nicht mehr an Gewalt: sie zerbricht an sich selbst, sobald sie auf den Kampfplatz tritt. Der Staat kann auch gar nicht hinter jeden Bürger einen Schutzmann stellen, der ihm sagt, was er tun und lassen soll. Wir haben heute, daß ich Dir's drastisch sage, „Freiheit vom Schutzmann“, doch wir kamen noch nicht zu dem sozialen Begriff der Freiheit, der verlangt, daß jeder sein eigener Schutzmann ist. Von Paragraphen und Gesetzen, die niemand befolgt, der einen Weg sieht, sie zu umgehen, kommt uns keine Hilfe. Wir, die wir die Not unseres Volkes ganz erkennen, müssen viel tiefer greifen, in die Seele greifen und in ihr das Beste wecken, von dem wir glauben, daß es dort den Dornröschenschlaf schlummert, viel zu lange schon. Die Gesinnung muß vorangehen, die Paragraphen können nur folgen und die Nachzügler mitnehmen.

Wir wollen durch unser Leben Gesetze schreiben, die alle lesen können, die nicht mit Blindheit geschlagen sind. Es wird langsam gehen, bis viele denen mit ganzer Seele folgen, die voran-

schreiten. Doch binnen kurzem muß ein starker Anfang gemacht sein. Sonst hat unser Volk keine Zukunft mehr. Die Lauen möchte ich aufrütteln, die da glauben: „Noch ein paar Monate können wir tanzen und uns „freuen“; der Staat hat es nicht so eilig, die Steuern einzuziehen; Papierscheine druckt man ja genug; „wenn's schlimmer wird“, dann muß man eben sehen, wie man sich einschränken kann.“ — Sind sie denn blind, diese Menschen, die wähnen, ein paar Monate „Reichtum“ könnte man dem Schicksal mit Hilfe der Notenpresse noch abschwindeln und noch weiter leben wie bisher? Dies Leben, auf Scheine und Schein gegründet, es wird sich bitter rächen an den Verblendeten und uns allen. Mein Freund, ich möchte mit Engelszungen zu Dir reden: Gründe Dein Leben auf das Bekenntnis zur Armut unseres Volkes und baue darauf eine Heimstätte des Reichtums der Seele.

„Und wenn ich Dir folgte, und Abschied nähme um gemeinsamer Zukunft willen, von vielem, was mir so lieb ist...“

Freund! Du sollst von nichts Abschied nehmen, was Dir wahrhaft lieb sein kann, von keinem Menschen, von keinem Ding. So viel Schönes wollen wir in unser Leben pressen, wie wir irgend können. Denn es gibt uns Kraft zu leben. Und Entbindung aller Kräfte der Persönlichkeit, das ist Dienst an der Gemeinschaft. Nur dies müssen wir opfern: andere Schweiß vergießen und leiden lassen, damit wir allein uns freuen können; andere ausbeuten um egoistischen Vorteils willen. Das tun sie heute fast alle in blindem Taumel: die Aktiengesellschaften, die Riesengewinne in allen möglichen Formen ausschütten, die Gesamtheit um Steuereinnahmen bringend und den Konsumenten die Ware endlos verteuern. Genau wie die Arbeitgeber die Arbeitnehmer: durch planlose Lohnsteigerung belasten sie die Konsumenten, d. h. alle ihre Mitarbeiter, die nicht gerade an der betreffenden Lohnsteigerung teilnehmen, und treiben sie ihrerseits zu neuen Forderungen. Entsteht so irgendwo Freude im deutschen Land? Wir wollen alle zusammen arbeiten und alle gemeinsam uns freuen können. Diese Freude wird kein bitterer Beigeschmack trüben. Es wird erst die reine Freude sein. Daß Du dafür manches — mich dünken es nur Scheinwerte — lassen mußt, verschweige ich Dir nicht.

„Und wenn ich es lasse und leben wollte im Gefühl der Verantwortung und der Liebe zur Gemeinschaft — es würden ja andere weiter schieben, diese würden eine Lohnerhöhung, jene eine Preissteigerung durchsetzen, welche die Gesamtheit zahlen muß. Es würden alle die Massen weiter betrügen, eigenen Vorteil als Gesamtinteresse darstellend. — Du hast uns gesagt, wir dürfen keine ideale Insel bilden. Wir wären sie doch. Die Welt ginge um uns den alten Lauf.“

Nein, den ginge sie nicht. Die Menschen sind eben nicht gleich geblieben, sondern einer ist anders geworden: Du. Wir dürfen nicht zögern und einer auf den andern warten. Wer die Not erkennt, muß vorangehen, von ihr zu befreien.

Es liegt ein Alpdruck von Lüge und Unwahrheit über unserm Volk. An ihren Heuchlerworten müßten sie alle ersticken, die Interessenten, die das gemeine Wohl im Munde führen und nur an sich denken. An Stelle der Phrase muß die Wirklichkeit treten: das Handeln im Namen und für das gemeine Wohl. Ich höre einen einzigen Schrei nach Erlösung von der Lüge.

Und Du zögerst noch immer zu handeln und zu leben, wie Du selbst als recht erkennst, „wenn es alle täten“? Willst Du zu jenen Heuchlern stehen? — Du rechnest Dich zu den Gebildeten Deines Volkes. Du hast, vielleicht ohne eigenes Verdienst, vieles vor anderen voraus. Jetzt ist die Stunde, das zu rechtfertigen und zu verdienen. Sei Du Führer im Bekennen der Wahrheit, in Aufrichtigkeit gegen Dich selbst! Sei Führer im Leber des Opfers! Ich verheiße Dir keinen Lohn, als den jede gute Tat in sich birgt. Dein Führertum wird sich nicht „bezahlt“ machen. Doch wisse: die Massen unseres Volkes sehnen sich nach Führern, die zur Wahrheit führen, die aufrichtig sind und denen sie voll vertrauen. Die Fühlung zwischen denen, die vorangehen und der Masse wird nicht gleich da sein. Doch sie wird sich einstellen, wir brauchen nicht daran zu zweifeln. Das Volk leidet unter der Not und wird endlich doch denen folgen, die aus ihr heraus führen zum wahren Menschen.

„Ich glaube nicht mehr daran, daß Menschen sich führen lassen.“

Durch wenige, nein! Oder höchstens in äußeren Dingen. Doch ich denke eben nicht an politische und militärische Führer, von denen freilich möglichst viele Führer in meinem Sinne sein sollen und schon sind. Ich denke an Führer zum wahren Menschentum der Zukunft. Derer müssen und können es viele sein, und immer mehr, bis es alle sind, einer den andern führend und steigend. Doch wenn ich schon so weit denke, schiltst Du mich wieder Schwärmer. Drum will ich bei der Gegenwart bleiben und Dir sagen, was ein Führer heute kann und soll:

In den Menschen wohnen vielerlei Triebe, zum Bösen wie zum Guten. Und die wachsen, die man betont, hervorlockt, pfllegt, die man ins Licht stellt und denen man Nahrung gibt. Das ist Deine Aufgabe, wenn Du Führer sein willst: Glaube unverbrüchlich an das Gute im Menschen. — Glaube an verborgene Tugenden in einem Freund, einer Freundin, und Du wirst sehen, wie sie vor Deinen Augen aufleuchten und erstarken. Einzig Dein Glaube an andere hat die Kraft, sie zu wandeln. So vermagst Du nicht nur Dein Leben zu gestalten, sondern auch das anderer. Du bist Führer geworden. Du kannst es werden zum Bösen. Werde es zum Guten!

Das arme Deutschland sucht einen neuen Lebensstil. Wir sind ohne Vorbild. Deutschland ist das erste Kulturvolk, das so jäh von der Höhe äußeren Reichtums stürzte. Ein Lebensstil wird nicht von selber. Menschen müssen ihn schaffen, gemeinsame Not gemeinsam erlebend und aus ihr neuen Reichtum gewinnend.

Kein Deutscher kann sich als einzelner retten aus der deutschen Not. Wer es tut, bleibt kein Deutscher mehr. Und wenn es alle könnten und alle täten, so gäben sie alle ihr Deutschtum auf. Gäben auf, was deutsche Sendung ist in der Welt: den solidarischen Gedanken, den Gedanken der Gemeinschaft und Ordnung des Friedens den Völkern vorzuleben. Die neue Gesinnung in uns allen — das ist unsere Weltgeltung der Zukunft. Nur solche Gedankenwende ohne Gleichen kann nach dem Sturz vom Gipfel der Macht unsere Daseinsberechtigung als Volk der Welt beweisen.

„Du bist gar nationalistischer Schwärmer?“

Ich bin Deutscher und stolz, es zu sein. Ich bin nicht Schwärmer, wenn ich glaube, daß gerade bei uns die Keimensaat neuer Gesinnung aufgeht. Ich denke an die realsten Dinge der Welt: Wir sind keine militärische Macht mehr. Unsere Wirtschaft ist verpfändet. Wir sind so plötzlich verarmt wie kein Kulturvolk zuvor. Es wissen noch längst nicht alle, wie arm wir sind. Doch es wissen noch weniger, wie reich wir sein können, wenn wir den Weg sicher schreiten vom „Ich“ zum „Wir“. Es bedarf keines Wunders, damit alle Menschen sich in gemeinsamem Interesse finden, nur der Not und des Glaubens.

Wenn erst mehr als nur wenige — nur so lange es wenige sind, wirst Du sie Schwärmer nennen — die Idee des neuen Menschen in unserem armen Lande leben, dann wird sich erweisen, was unter den Völkern stärker ist: das Schwert oder die Idee. Die Besten im Lande der Kriegsgegner suchen Wege zum Menschen wie wir. Ihre Stimme vermag den Haß- und Siegrausch noch kaum zu durchdringen. Sie können stark werden erst durch uns, wenn wir starke Waffen des Geistes tragen. Und ich glaube, daß wir Deutschen aus unserer Not diese Waffe schmieden können, nicht als Waffe der Deutschen gegen andere Völker, sondern für sie.

Doch wir dürfen nicht um verlorenen Reichtum jammern, und uns nicht in Tanz und Taumel neuen Reichtum vorkaufeln. Wir müssen die Armut erkennen, ihr klar ins Auge sehen und sie willkommen heißen, in ihr die große Gabe grüßen, die unserm Volk gegeben ist, den Weg zum Menschen leichter zu finden.

„Du stellst Menschheitsziele vor uns. Was fordert dieser Tag, diese Stunde?“

Was Du tun sollst, mein Freund, auf die Frage kann ich Dir nicht antworten. Du mußt tun, was Dich Dein Gewissen heißt.

„Und ich dachte, Du wolltest mich führen?“
Nur zu Dir selbst!

Curt Heinrich / Götterdämmerung in der Kunst.

Also man gibt sich einen Ruck; man schaut tief in den frühblauen Sommerhimmel, man atmet den Duft verheißungsvoll rauschender Bäume. . . man will wieder an das Leben glauben.

Und man geht wieder in die Kunstausstellungen mit diesem wogenden Willen zum bunten, rätselhaften, bedeutungsreichen Leben in der keimenden Hoffnung, dort einen starken, zwingenden und fröstenden Ausdruck für unsere neue Daseinssehnsucht und unser banges Rätselraten zu finden.

Seit einigen Tagen ist in dem Moabiter Riesenglaspalast die „Große Berliner“ wieder eröffnet mit der absonderlichen Verkoppelung des brav konservativen oder doch nur in einzelnen Vertretern besonnen fortschrittlichen Vereins Berliner Künstler und der radikal expressionistisch-dadaistischen „Novembergruppe“. Die beiden Sezessionen haben die Einladung diesmal abgeschlagen und sich auf eigene kleine Ausstellungen in ihren Häusern am Kurfürstendamm beschränkt. Dazu kommen die verschiedenen Kunstsalons, von denen Cassirer sich vor etwas längerer Zeit besonders durch eine Gedächtnisschau von Werken des jung und freiwillig dahingegangenen Bildhauers Wilsch. Behmbrück ein Verdienst erworben. Wichtig aber ist auch die in dem ehemaligen Kronprinzenpalast unter den Linden eingerichtete Filiale der Nationalgalerie, weil hier die wechselnden Leihgaben von Werken unserer revolutionären Jüngsten ihre Ansprüche gegen Meisterwerke des 19. Jahrhunderts behaupten müssen. Und schließlich soll, wenn nun auch verspätet, nicht die wundervolle historische Bildnisausstellung der Akademie unerwähnt bleiben, die nicht nur der größte Augeneuß seit längerer Zeit, sondern auch eine ernste feierliche Mahnung zu künstlerischem und geistig kulturellem Wiederaufbau des deutschen Vaterlandes gewesen ist.

Alles in allem, der Eindrücke sind wieder genug, um eine erschütternde Befräftigung des Niedergangs und der Barbartisierung zu erhalten, denen wie fast alle Lebensgebiete auch die deutsche Kunst verfallen scheint. Trostlos, wenn nicht doch auch in den wüsten Formgrimmassen und grellstem Farbenschrei hier und da der verzweifelte Eigensinn dunklen Volens und die „Alles oder Nichts“-Sehnsucht jugendlicher Natlosigkeit zu spüren wäre, und wenn nicht gerade die diesjährige Paarung der Formengruppe mit der auch in den besten Stücken guten Durchschnitt kaum überragenden, überkommenen Malerei des Künstlervereins die moderne Götterdämmerung doch wohl beschleunigen müßte. Denn es wird Zeit. Die kubistische, futuristische, expressionistische Mode ist nämlich jetzt schon über zehn Jahre alt. Sogar die „Kunstwerke“ aus Stoffen, Streichholz, Flaschenstaniol, Trambahnblett, von denen man heute alle Abstufungen der empörten und belustigten Verdunstung eines breiteren Publikums studieren kann, waren in intimen Räumen hier schon am Beginn dieses ereignisreichen Jahrzehnts zu genießen. Dem „Sturm“-manager und Kunsthochtapler Herwarth Walden ist seitdem nicht die geringste Entwicklung vergönnt gewesen, und dasselbe gilt von den ersten Talenten der Sezession, wenn sie nicht wie z. B. W. Jaekel und Heckendorf bei aller Mühe die expressionistische Note beizubehalten, in Komposition und sogar Formgebung auf ferne klassische Vorbilder zurückgreifen müssen (Jaekel auf den Barock). Die furchtbare Sterilität der letzten Kunstbewegung, die doch wesentlich durch die Automobilkrankheit der Zeit, vom neuesten zum allernuesten rasen zu müssen, bestimmt wurde, wäre wohl schon früher erkannt worden, wenn nicht die Kriegsjahre die Geister und Augen zu sehr abgelenkt hätte. So konnte es geschehen, daß die Mode nicht nur liberaler, sondern durch zahlreiche Broschüren literarischer Parteigänger und Snobs erst jetzt eine neue „Aufmachung“ erhielt, was wiederum die Kunsthandelsleute mit ebenfalls neu erwachter Energie für ihren Verkehr mit den zahlreichen „neuen Reichen“ auszunutzen suchten. Aber schon ist das Ende nun doch nahe. Selbst jene Kritiker, die vor sechs Jahren fürchteten, den Anschluß zu verlieren, wenn sie nicht jedes experimentelle Experiment und jeden Claqueurbluff zum mindesten als sehr beachtenswerte Entwicklungszeichen begrüßten, ziehen sich langsam zurück oder treten in offene Opposition.

Die drei Hauptarten der an sich ursprünglichen, durchaus berechtigten Revolution gegen den altersschwach gewordenen Impressionismus — eben von dem Willen zum Bilde und zum seelischen Ausdruck her — sind erstens: die immer absurder werdende bewußte Deformation aller natürlichen Formen (zuletzt auf Cézanne, aber auch auf mißverständene Gotik zurückgehend), zweitens die kritiklose Nachahmung aller möglichen Primitiven bis zur Bushmannskunst und zu Indianertaten (an und für sich als Alterssehnsucht überreifer Kulturen in der Kunstgeschichte wohl bekannt, heute aber besonders rabiat und eben völlig wahllos); drittens: die natur- und gegenstandslose Malerei, die durch ein nur von dem Gefühl eingegebenes Durcheinander von mathematischen Figuren und Farbflecken eine Art Musik für das Auge erzielen will. Alle drei „Richtungen“ können sich natürlich in einem mo-

dernen Künstler vereinigen und dann stehen wir vor einem wirren Farbentaleidoskop, in dem prozente Andeutungen von menschlichen Körperteilen, Tieren und allen möglichen Gegenständen durcheinander wirbeln.

Schon vor zehn Jahren konnte man behaupten, daß die positiven Werte der neuen Kunstrevolution, soweit sie nicht auf eine potente Sensationshascherei hinauslief, dekorativer und kunstgewerblicher Natur sind. Das gilt für die brannen Samoanerleiber Pechsteins, das gilt für die urweltlich stilisierten, in den Farben grotesken Tierstücken Franz Marcs und gilt ebenso noch für die reinen expressionistischen Farbensymphonien, die am ersten mit besonders grellem Vorschlagpapier verglichen werden können, aber auch mit bunten Teppichen oder farbigen Glasflüssen. Auch die jetzige Ausstellung der Novembergruppe in Moabit läßt in dem kleinen Kabinett von Franz Muckenbecher erkennen, wohin der richtige Weg die Herren Expressionisten führen müßte. Da sind ja sehr aparte tief leuchtende Glasfenster, originell bizarre Mosaikböden, und dabei auch an die antiken Grotesken erinnernd, auf die Mauer geworfene phantastische Skulpturen, deren Verzerrungen hier durchaus als die gewollte dekorative Note gelten können. Aber selbst wenn man danach das Farben- und Leinenwirrwarr der meisten expressionistischen Arbeiten als Kunstgewerbe gelten lassen will, muß man doch ablehnen, daß sie in Form eines buntgefärbten Stückes Leinwand mit Rahmen versehen sich als „Bilder“ ausgeben. Es sind höchstens Vorlagen für Teppiche, Glasfenster, Wanddekoration usw. und in enger Verbindung mit einem an sich wertvollen Material und für einen Gebrauchs- oder Schmuckzweck hergestellt, gewinnen sie auch erst ihren Wert als Kunstgewerbe.

Es ist deshalb sehr gut gewesen, daß die große Berliner Ausstellung in einem bisher noch nicht erlebten Nebeneinander von bildender Kunst im Sinne zweitausendjähriger, dann doch auch die Antike umschließenden, Tradition und des äussersten, alle Form, Wirklichkeit und Seele in ein maniakalisches und doch ausgeglichenes Farbenspiel auflösenden Expressionismus zu einer energischen Trennung noch nachdrücklicher als bisher auffordert.

Mag der Expressionismus weiter Ausstellungen veranstalten und für sich werben. Er ist dann eben ein neuer wilder Seitenschößling von dem großen Baume der Kunst.

Aber diesen Baum, dessen erquickende Früchte unsere gequälte Gegenwartsmenschheit noch weniger als je eine Generation entbehren kann, wollen wir nicht verdorren lassen.

Wir haben endlich genug von der Jagd nach dem Neuesten, Allernuesten, genug von dem Experimentieren, Theorisieren und geheimnisvollen Quackalbern. Man überlege sich einmal: was ist in den zehn Jahren der expressionistischen Kunstrevolution herausgekommen? Man vergleiche einen Pechstein, der als einer der Begabtesten heute auch schon „Klassiker“ ist, mit wirklichen Klassikern aller Zeiten! Man sehe sich eben jetzt die Sezessionsausstellungen an. Wirken nicht ein Liebermann und ein Stevogl mit ihren wenigen, durchaus nicht ausgewählten Bildern in der sonst fast alle Wände füllenden Schar der „Jünglinge“ als wahre Niesen und gilt das nicht in der graphischen Schau — die wesentlich besser ist — fast auch für einen Corinthus, der sich lehtin doch gar zu hastig und nervös gibt?

Vor den verzerrten, fahigen Bildern Karl Hofers drängt sich wieder besonders heftig die Frage auf: Woher diese Verwirrung? Denn ich erinnere mich doch sehr wohl, wie dieser Maler sehnsüchtig und zielbewußt, erfreulich und Erwartungen weckend, den Spuren Hans v. Marcs nachgegangen war.

Und erschütterte glaubte man inmitten des künstlerischen Lebensmerkes Behmbrücks, der lange südtlich antike und gotisch seelische Huldheit zu vereinen wußte, schließlich in den Strudel moderne Ueberspannung versinken zu sehen, in dem er dann auch, noch nicht vierzigjährig, untergegangen ist. Ihnen allen möchte man immer wieder den alten Gebirglergruß zurufen: „Zeit lan!“ Ausreisen lassen, echt bleiben, nie vergessen, daß gerade der Künstler immer Bürger zweier Welten bleiben muß, der tragenden Erde, aus deren unverfälglichen Quellen er immer wieder seine eiaenste Kraft schöpfen muß, und jener anderen geheimnisvollen Welt der Seele, die ihn, sonst Unjagbares zu sagen und bei dem Beschauer wiederklängen zu lassen, begnadet.

Die Wissenschaft des Expressionismus, die ja im Augenblick viele febrile Jünger hat, will glauben machen, daß es eine Kunst des reinen Geistes ohne und gegen die Natur geben könne eine Kunst, die jeden Schein der Wirklichkeit zerstört, jeden Erfahrungszusammenhang zerreiße, um hinter die Dinge zu gelangen.

Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.

Man muß jene Modetheorien gelesen haben und dann das inbrünstige Werben etwa Albrecht Dürers, seine Kunst durch

seine Seele aus der „Natur herauszureißen“ noch einmal miterleben. Man muß, wenn man etwa eben in dem Thomasaal der Nationalgalerie gewesen ist, das jüngst erschienene Lebensbuch dieses anspruchslosen und doch so seelisch feinen Realisten genießen, und man muß, um wieder von hoher Warte aus einen freien Ausblick auf das große Gesamthänomen der bildenden Kunst zu gewinnen, etwa die neue deutsche Kunstgeschichte von Georg Dehio studieren. Vielleicht kommt dann auch unserer künstlerischen Jugend das Bewußtsein zurück, wo allein für uns frische Kraft und jeder Daseinszauber der Schönheit zu schöpfen ist. Was Dehio über das Verhältnis von Antike zum Germanentum für die mittelalterliche Frühzeit zu sagen weiß, gilt für alle späteren Jahrhunderte und gilt auch heute wieder. Die europäische Menschheit wird in der Kunst niemals ungefrucht ihre Herkunft von der Antike verleugnen dürfen. Auch wenn die exotischen Reize der Negerkunst noch so sehr müde Nerven reizen oder Japan wertvollste Anregungen spendet, wir müssen wieder zurück zu Verjüngungsgärten der ewig alten, ewig neuen Natur und jener genialen Kindheit des Hellenentums, ohne das — auch Lehmbrock hat es wohl geahnt — es niemals eine Gotik gegeben hätte.

Obzudämmerung in der Kunst. Der „Expressionismus“ hat uns in eine, jetzt wohl endlich als solche erkennbare Sackgasse geführt, aus der ein Weg ins Freie zuerst nur rückwärts gehen kann. Rückwärts nicht als Epigonen, sondern um uns einzureihen in die heilige Kämpferschar, die im bewußten Europäertum das Erbe der Vergangenheit erwerben wollen, um es zu besitzen. So wurde die Gotik zu einem neuen gewaltigen „Ausdruck“ der germanischen Massenseele, nachdem Jahrhunderte hindurch langsam Wellen der sterbenden Mittelmeerwelt über die Alpen gelangt waren. So wurde die Renaissance zu einem wundervollen starken Erlebnis von Natur und Geist, und wer will all den Großen und Größten bis zu den Meistern des 19. Jahrhunderts, den Marées, Delbl, Mengel, absprechen, daß sie uns Ausdruckskunst gegeben haben. Freilich Ausdruckskunst im Sinne Durers und Delacroix, die andächtig mit der Natur rangen, daß sie sich ihrem freien Gestaltungswillen füge, nicht aber im Sinne des modischen „Expressionismus“, der mit brutaler Hast instinktiven Anleihen bei den fremdesten primitiven Kulturen, großen Worten und geringem Handwerkzeug die eigene Herkunft frech verleugnet und ernten will, ohne gesät zu haben.

Max Wingenroth / Das alte Schloß in Baden-Baden.

Nur spärlich ist unsere Kunde über Besiedelung der Baden-Badener Gegend vor der Römerzeit. Einige Funde aus der Stein- und Bronzezeit, die Reste eines Ringwallens auf dem Bittert und dem Staufenberg, das ist alles. Ob in Baden-Baden selbst eine Ansiedelung bestanden hat oder gar auf dem alten Schloß, wissen wir nicht zu sagen. Das eine Weil, das von dort oben stammen soll, gibt keinen Anhaltspunkt. Um so zahlreicher und prächtiger die Reste aus der Römerzeit, in der Aurelia Klauentis eine glänzende Rolle spielte. Aber auch die Römer ließen die Stelle des alten Schlosses unbeachtet, der unüberlegliche Beweis ist durch die gründlichen Ausgrabungen gebracht worden, die auch nicht den geringsten Rest aus Römerzeit zutage gefördert haben. Dagegen haben die Römer den niederen Hügel über der Stadt, der heute das neue Schloß trägt und wie ein Querriegel das Tal der Dös abschließt, als festen Schutz derselben benutzt, vielleicht auch mit Palastanlagen geziert. Als ihre Macht im dritten Jahrhundert unter dem Ansturm der Alemannen zusammenbrach, da haben wir uns diese ungefähr wie wilde Indianerstämme vorzustellen, die folglich auch keine baulichen Reste hinterlassen haben. Anders die Franken, die im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die nördliche Hälfte unseres Landes einnahmen. Zwar sind auch von ihnen keine sicheren baulichen Spuren erhalten, doch deutet die aus gewaltigen Blöcken zusammengesetzte Pforte beim Ausgang zum neuen Schloß vom Gasthof zur Rose her und der untere Teil der an sie anschließenden Mauern jedenfalls auf frühmittelalterliche Anlagen, die viele Hunderte von Jahren älter sind als das sogenannte alte Schloß auf dem Felsen.

Die Grenze zwischen den Alemannen und Franken bildete bekanntlich die Dös, sie schied die Grafschaft der Ortenau und das Bistum Strassburg von der des Elgaves und dem Bistum Speier, zu denen also das nördlich der Dös gelegene Baden-Baden gehörte. Wessen Geschlechts die Grafen des Elgaves waren, die in der Zeit der Ottonen genannt werden, ist nicht festzustellen, jedenfalls waren es keine Zähringer, und Baden-Baden dürfte unter ihnen nur eine sekundäre Bedeutung gehabt haben. Sicherheit gewinnen wir erst mit dem Jahre 1102, in dem ein Graf Hermann genannt wird, der Sohn jenes gleichnamigen Breisgaugrafen Hermanns I., welcher der Stammvater der älteren Linie des aus der Baar entsprossenen Zähringer Hauses war, also der Linie, aus welcher das Großherzogliche Haus Baden hervorgegangen ist, während die jüngere Linie der Bertholde, der Herzöge von Zähringen, damals zunächst die glänzendere Rolle im Breisgau bis weit nach der Schweiz und nach Burgund hinein spielte.

Dieser Hermann II. nun wird 1112 zum ersten Male Markgraf von Baden genannt und da nach der Sitte der Zeit die vornehmen Geschlechter sich nach ihren Burgen nannten, so ist das Bestehen des alten Schlosses im Anfang des 12. Jahrhunderts gesichert, denn alle späteren Nachrichten weisen darauf hin, daß der niedere Hügel mit dem heutigen neuen Schloß damals nicht als Burg benutzt wurde. Mehr noch, es scheint nach dem baulichen Befund der ältesten Teile Hohenbadens, die alle der hochromanischen Zeit entstammen dürften, ziemlich

*) Dieser Vortrag, gehalten am 14. Mai in der Ortsgruppe Baden der „Badischen Heimat“, ist gegründet auf die Forschungen des Verfassers und die sorgfältigen Untersuchungen wie Ausgrabungen des Prof. D. Linde. Eine Zusammenfassung der Resultate mit zahlreichen Abbildungen erscheint demnächst in den Heimatflugblättern „Vom Bodensee zum Main“, herausgeg. im Auftrage der „Badischen Heimat“ von Max Wingenroth, Verlag der E. S. Müllerschen Hofbuchhandlung in Karlsruhe.

sicher, daß Hermann II. selbst den Schloßbau da oben begann und daß wir, da fünf seiner Nachfolger den gleichen Namen trugen, die ältesten Teile mit Fug und Recht als Hermannsbau bezeichnen dürfen.

Dieser Hermannsbau erstreckte sich über die beiden Felsstufen, in denen der südwestliche Ausläufer des Bittert zu den Vorhügeln abfällt. Auf der obersten dieser Stufen liegt der Turm, der Bergfried und die damals bedeutend niedere Schildmauer, auf der unteren der enge Wohnbau, mit seinem Rondells heute der Belvedere genannt. Eine Mauer, die die beiden Stufen umgab, verband beide Teile zusammen, zwischen ihnen lag der enge, nur 9×11 Meter weite Burghof, noch eingengt durch die mit Recht so genannten Wachtstuben, welche sich in Nordost Ecke an die Zwingermauer anlegten und ein weiteres Wohngebäude in der Nordwestecke. 10—15 Meter und mehr steigen um diesen Hof die Gebäude in die Höhe, so daß er einen finsternen Schacht bildete, ähnlich den schlimmsten heutigen Großstadthöfen. Nur wenige Fenster erhellen den Wohnbau, den Belvedere, also den eigentlichen Palas dieser ältesten Burg, der Oberburg, wie wir sie künftig nennen wollen. Glasfenster waren noch kaum üblich, Fensterläden allein wehrten im Winter Kälte und Regen ab und bei dem dürftigen Licht von Kien- spänen, an dem offenen Feuer der Kamine sich wärmend, mochten die Bewohner sehnsüchtig den Frühling erwarten, nach dem manch' Auge von dem kleinen Zwinger oder Burggärtlein aus, heute Altane genannt, der von einem Tor neben den Wachtstuben zugänglich ist, über die Wipfel der Bäume gespäht haben mag. Ein mächtiger, in den Felsen geschnitten Halsgraben unterhalb des Bergfriedes sicherte die Burg gegen die Berg- und Angriffsseite zu; während nach der Stadt hin zu den Füßen des Palastes, da wo heute der Bernhardsbau steht, eine Vorburg Wirtschaftsgebäude enthalten haben mag. Durch einen kleinen Zwinger, dessen romanisches Nord- und Südtor heute noch erhalten ist, gelangte man, durch zwei weitere innere, heute verschwundene Tore in sie und von ihr über einen engen und steilen Pfad an den damals nicht so jäh abfallenden Felsen empor zu dem hoch oben in der einspringenden Ecke des Belvedere, heute durch Gestrüpp verdeckten Eingang zu diesem, dem Palas der Oberburg, und zwar in seinen Keller. Nur Saumtiere und Karren konnten hier hinaufgelangen und mußten dann hier oben abgeladen werden, da das enge Türchen von da zum oberen Burghof ihnen keinen Durchlaß gewährte. Pferde konnten nicht untergebracht werden, hatten die Keller doch nicht das geringste Licht. In sie führte, höher als das Tor gelegen, noch ein Fußgängerpfädchen, dasselbe, durch das wir heute noch, uns leicht blickend, in die Oberburg gelangen.

Wie später im gesamten, alten Schloß, so wird auch der ganze Innenbau dieser Oberburg nur aus Holz bestanden haben. Und so brannte denn im 13. Jahrhundert der Palas einmal aus, vielleicht fiel er auch feindlicher Zerstörung zum Opfer. Jedenfalls haben die Rudolfe — wieder tragen etwa fünf Markgrafen hintereinander denselben Namen — ihn vom stehengebliebenen Erdgeschoss aus neu ausgebaut, etwas reichlicher mit größeren Fenstern ausgestattet und seine Mauern durch die im Innern sichtbaren Strebebeulen befestigt, welche den auf Schwibbögen vorkragenden oberen Umgang mit den Rondells, eigentlich Ecktürmen, tragen. Zu ihrer Zeit aber hatten die Angriffswaffen eine bedeutende Steigerung erfahren und auf den kreuzförmigen hatte die Ritterschaft die besseren Verteidigungsanlagen des Orients kennen gelernt. Diese Erfahrungen machten sich die Markgrafen, Rudolf I. und seine Nachfolger, zunutze. Die Schildmauer beim Bergfried wurde beträchtlich erhöht, ihr ein kleiner Zwinger gegen den Graben zu

hoch auf den Felsen vorgelegt mit einem spitzbogigen Ausfallpfortchen gegen das Nordtor zu. Aber auch die Vorburg schützten sie durch ausgedehntere Zwingeranlagen. So dehnte sich ein solcher westlich des alten Burgweges aus, in dem heute sich der Hof der Schlosswirtschaft und ihr Küchengebäude befindet, seine Mauer bog nach Süden um die Ecke und enthält hier vor dem alten romanischen Südtor das zweite spitzbogige Burgtor, das der von Baden Kommende durchschreitet, mit dem badischen Wappen, auch nach Osten zu schloßte ein in der Tiefe gelegener Zwinger die Vorburg vor Angriffen. Der eigentliche Wohnraum aber, die Oberburg, blieb eng und düster wie vorher. Es scheint auch, daß er nicht zum dauernden Wohnsitz der Markgrafen diente, daß diese vielmehr häufiger in Mühlburg und Forzheim residierten und hier nur vorübergehenden Aufenthalt nahmen.

So mag die Burg etwa 150 Jahre gestanden haben, bis die mächtigste Persönlichkeit des Rähringer Hauses im Mittelalter, bis Bernhard I. (1370-1432) die Zügel der Regierung ergriff, nachdem sein Bruder Rudolf VII. jung gestorben, die ganze Markgrafschaft vereinigte, eine neuzeitliche Verwaltung in ihr einführte und damit der eigentliche Begründer des badischen Territorialstaates wurde. Den wachsenden Ansprüchen an eine prächtige Hofhaltung und der ausgedehnteren Verwaltung konnte die enge Burg auf den Felsen nicht mehr genügen und so fing denn Bernhard, vielleicht auch schon sein Bruder Rudolf, an, auf dem Langgestreckten Hügel über der Stadt und dem Ursprung der Quellen eine zweite Burg zu erbauen, von deren Wohnbau, dem Palas, heute nur noch der Keller in dem sogenannten Behmgericht unter dem Hauptwohngebäude des neuen Schlosses erhalten ist. Aber bei den vielen kriegerischen Handeln, in die sich der Markgraf zeitlebens verwickelt sah, war die Lage dieser neuen Burg doch starken Angriffen gegenüber nicht sicher genug. Und so zog Bernhard dann wieder hinauf auf die Felsen, baute aber dort den alten Sitz seiner Väter glänzend aus. Die Vorburg unterhalb der Felsenstufen wurde eingeebnet, die Felsen der Oberburg nach dieser Seite hin steil abgesprengt und so eine breite Terrasse geschaffen, auf der nun ein mächtiger Palas, der Bernhardsbau oder Ritteraal, wie er heute genannt wird, erbaut wurde, der allein so viel Raum einnahm, wie die ganze, enge Oberburg oben auf den Felsen zusammen. Im Erdgeschos enthielt er eine große Halle für das Gefolge, im ersten Obergeschos einen großen Ritteraal, an den eine schön gewölbte Loge zum Aufenthalt der höchsten Personen angebaut war und dem sich ein Vorsaal, wie ein kleines Wohngemach vorlegte. In den Stockwerken darüber eine große Flucht von Wohnräumen, mit reichen Kachelöfen ausgestattet, während in den unteren Geschossen prächtig skulptierte Steinlampe Wärme spendeten. Schöne Glasfenster schlossen die hohen Fenster ab, die schweren Holzdecken waren wohl reich geschnitten, Bildteppiche und Gemälde schmückten die Wände. Eine breite Wendeltreppe vermittelte den Zugang zu den verschiedenen Geschossen und führte in den mächtigen, gewölbten Keller hinab, in den später düstere Gefängniszellen eingebaut wurden. Für Ehrengäste aber erfolgte der Zugang vom inneren, unteren Burghof aus direkt in den Festsaal über eine hölzerne Freitreppe, deren Steinkonsolen noch erhalten sind, und ein spitzbogiges Portal, an dem das Wappen des Markgrafen und seiner zweiten Gemahlin, Anna von Dettingen, prangt, wie auch an der einen Steinsäule, die von dreien, welche im Erdgeschos den ganzen hölzernen Innenbau des Palastes trugen, allein übrig ist. Der Bau ist also errichtet worden, nachdem der Markgraf von seiner ersten Frau, Margarete von Hohenheim, geschieden war (1391) und seine zweite Ehe geschlossen hatte.

Aber auch diese stattlichen Räume genügten ihm nicht, und so baute er an den Palas ein weiteres Wohngebäude an, zum Teil auf der alten, romanischen, westlichen Außenmauer und über die Hoffront des Palastes hinausgreifend; ja, er errichtete noch ein drittes zwischen dem romanischen Nordtor und dem Abhang der Oberburg. Von diesem Bau begrüßt den von den Felsen, also von Norden her zur Burg Kommenden in lustiger Höhe noch ein steinerner Abort. Im inneren Burghof wurde ein Brunnen ausgeschachtet und auf der Ostseite an die Kette, mit ihrem unregelmäßigen Gewölbe in den Felsen eingesprengte, rufolfinische Kapelle eine größere Kapelle angebaut, deren Chor in drei Seiten des Nosteds steil in den Ditzwinger hineinragt. Reste eines Sakramentshäuschens und andere Architekturfragmente sind Zeugen für die ehemalige reiche Ausstattung dieser Kapelle. Auch den Palas der Oberburg scheint Bernhard verschönern zu haben, wenigstens ist dort ein Kamin mit Stachelhelm aus seiner Zeit erhalten.

Da die Wirtschaftsbauten der Vorburg dem Ritteraal hatten Platz machen müssen, so mußte dafür Ersatz geschaffen werden, und zwar reichlicher als früher, denn auch die Ansprüche an Gefolge und Dienerschaft waren beträchtlich gewachsen. Dazu benützte der Markgraf den Westwinger seines Vorgängers, da wo heute der Hof der Schlossrestauration, lag

nach früheren Funden offenbar die Sattelkammer, hinter dem Wirtschaftshof ragen noch die Giebel eines stattlichen Gebäudes in die Höhe. Die so erweiterte Anlage aber mußte nun mit einem neuen Schutz umgeben werden, und so führte Bernhard, vor dem Nordtor bei den Felsen beginnend, nun die West- und Südseite bis zum Südostend des Ritteraales — hier leht abgebrochen — einen neuen Zwinger herum mit runden Ecktürmen, deren besterhaltener über dem Droschkenhalteplatz zu sehen ist. In dieser Zwingmauer öffnet sich das bernhardinische Haupttor der Burg, spitzbogig, mit dem badischen Wappen und dem Spangenhelm im Scheitel, von Traken flankiert, das erste von drei Toren, das man heute, von Baden kommend, durchschreitet. Ueber diesem Ausbau mag den ruhmreichen Fürsten der Tod ereilt haben und so fiel die Vollendung desselben seinem Sohne Jakob I. zu. Immer noch scheinen die Wohnräume nicht ausreichend gewesen zu sein, denn zwischen dem Ritteraal seines Vaters und der Oberburg errichtete Jakob ein weiteres Wohngebäude mit drei Obergeschossen über und um die Kapelle, dessen Zimmer zum Teil in den Felsen eingebaut waren und dem sich nach dem Ditzwinger zu ein hoher, weiträumiger, bewohnbarer Turm vorlegte, der sogenannte Kapellenturm. In diesem soll der durchaus wahrscheinlichen Sage nach sein Sohn, Bernhard der Seelige, geboren worden sein, jener ritterliche, begeisterte Jüngling, der auf einer Reise werdend für einen neuen Kreuzzug in Moncalieri, fern von der Heimat, starb. Aus dem Turm führte tief unten ein Nebenpfortchen zur Burg heraus, das durch einen kleinen Zwinger gegen einen Feind geschützt war, der etwa von hier eindringen wollte. Diesen seinen Wohnbau verband Jakob mit dem Palas der Oberburg durch eine steil herabgeführte Treppe und nunmehr standen zur Benützung des Hofes von dem alten Palas in der Höhe aus durch den Jakobsbau, den Bernhardsbau und seinen Anbau eine ganze Flucht von über hundert, den Funden nach, die zum großen Teil in Karlsruhe, zu einem kleinen auch in den städtischen Sammlungen in Baden-Baden aufbewahrt werden, reich ausgestatteten Zimmern, nebst Kapelle und großem Ritteraal zur Verfügung.

So steigt das Bild der Burg mit ihren mächtigen Giebeln, steilen Dächern und Binnen, stark bewehrt und wohllich ausgestattet, vor unserm geistigen Auge auf. Es mag ein prächtiger Anblick gewesen sein, als hier der Sohn Jakobs, Karl I., mit seiner Gemahlin Katharina von Oesterreich, der Schwester Kaiser Friedrichs III., seinen Einzug hielt, alle in der reichen burgundischen Tracht, dem Goldbrokat und dem geschnittenen Sammet der Gewänder, die Damen mit den hohen spitzen Hauben, von denen kostbare Schleier wehten, das Gefolge in den spitzenartigen, spiegelnden Rüstungen. Aber der Augenblick des höchsten Glanzes bedeutet auch zugleich den des Niedergangs der Burg. Die Feuerwaffen waren aufgefunden und immer mehr vervollkommenet, der Schutz, den die Burgen boten, war nunmehr gering und ihre Rolle in Europa damit ausgespielt. Überall stieg man von ihnen herab in die Ebene oder auf die bequemen Vorhügel. Möglich, daß schon der kaiserliche Schwager des Markgrafen, als er einige Wochen zum Besuch in Baden weilte, nicht mehr auf dem alten Schloß weilte. Als dann Karl I. die Augen schloß, da sorgte der Kaiser für den Witwenfiskus seiner Schwester und der Sohn, Christoph I., mag der Mutter, die sich in die Einsamkeit zurückziehen und „des äußerlichen Wesens entschlagen“ wollte, gerne die Burg überlassen haben. 1479 begann er das von Bernhard I. angefangene neue Schloß weiträumig auszubauen. Aber als gebrochener Mann sollte er noch einmal zur Burg seiner Väter zurückkehren. Als der Geist des tatkräftigen Fürsten sich immer mehr nachsetzte, da setzte sein Vetter, Kaiser Max, die Söhne zu Vormündern des Vaters ein und dieser wurde in die Stille der alten Burg verbracht. Hier auf Hohenbaden verbrachte der Greis noch lange Jahre, fern und unberührt von den mächtigen Stürmen der neuen Welt. Und kaum mag es ihm zum Bewußtsein gekommen sein, als die Räubersführer des Bauernkrieges in die Kerker unter seinem Palas, wie wir vielleicht annehmen dürfen, eingebracht wurden.

Seit seinem Tode hören wir wenig mehr von der alten Burg. 1584 lebte noch ein Burgvogt oben, aber schon 1597 spricht eine Urkunde von dem alt abgehenden, 1627 eine zweite von dem alt abgegangenen Schloß. In diesen dreißig Jahren muß es zur Ruine geworden sei. Die Sage, daß es von den Franzosen zerstört worden ist, ist also unrichtig. Vielmehr hat D. Vinde bei seinen Ausgrabungen die Spuren eines Brandes nachweisen können. Und da der ganze gewaltige Innenbau aus Holz bestanden hat, muß ein Brand rasch um sich gegriffen und fürchterlich gewütet haben. Die Feuerwehr von Baden war weit. Ein Feuermeer mag plötzlich vom Berg aus die Stadt erhell haben. Der stolze Bau, all die unsäglich Pracht an Kunst und Kunsthandwerk sank in Asche. Seitdem lag er als Ruine da, nicht viel anders als heutzutage, bis die Pietät der Nachkommen im 19. Jahrhundert ihm sorgliche Pflege angedeihen ließ, die ihm auch fürder immerdar zuteil werden möge.

Franz Schnabel / Anselm Feuerbachs Karlsruher Zeit.

„Seine Werke geben in ihrer verklärenden Reinheit uns sein Innerstes. Der göttliche Hauch der antiken Welt haftet an ihnen allen, und die harmonische Idealisierung seiner Gestalten mahnt den Sinnenden zur entsagungsvollen Bewunderung einer in dem grandiosen Umfang ihrer Einheitlichkeit ewig verlorenen Kultur.“ Also lauten die Schlussworte, die Hermann Uhde-Bernays vor sechs Jahren seinem schönen Buche über Anselm Feuerbach angefügt hat. Er untersuchte darin die Gründe, warum der Sinn der Zeit je länger je mehr sich von Feuerbachs klassischer Größe und Harmonie entfernt hat und in die alte Verständnislosigkeit zurückzusinken droht, die den Künstler in den Tagen seines Erdendallens gequält und verfolgt hat. Der Zerfall unserer literarischen Kultur und die Abwendung von dem an der Antike genährten Ideale des „schönen Menschen“ hat auch das Andenken der klassischen Kunst getroffen, und immer geringer wird die Zahl derer, die aus der geistigen Zerspaltung und Kulturlosigkeit der Gegenwart zu der ursprünglichen Einheit sich zurückfinden und — das Land der Griechen mit der Seele suchen. Was das Goethe'sche Zeitalter aufgebaut und was dann das vielgeschmähte Epigonentum innerlich erlebt und zur allgemeinen Kulturstimmung gemacht hat — das gilt es heute aus der trostlosen Verschüttung zu erretten und durch einen neuen und echten Humanismus noch einmal lebendig zu machen. Vergebens ist in dem letzten Jahrzehnte versucht worden, gerade Feuerbachs Kunst und ihre stille Größe dem Bewußtsein der Zeit wieder näher zu bringen, vergebens hat man wieder für diese Künstlerpersönlichkeit geworben, die in ruhelosem Streben nach dem Versagten verglühte und von dem Traum der hellenischen Schönheit nicht lassen wollte, vergebens hat man die Brunnen der Sehnsucht, des Schmerzes und der Entsagung aus der Fülle dieses Lebens noch einmal rauschen lassen: aber weder die Papiere, die aus Feuerbachs Nachlaß bekannt geworden sind, noch das wunderbar feine und edle Bild der für die Größe des Sohnes darbedenden und sich aufopfernden Mutter, das wir aus Henriette Feuerbachs Briefen gewonnen haben, vermochten eine breitere Wirkung auszulösen, und es bleibt nur die Hoffnung, daß die seelischen Erschütterungen, die unsere jüngsten Tage durchzittern, doch vielleicht noch zu später Einfuhr bewegen. Und wenn erst kürzlich wieder: K. Quenzel alle die zerstreuten Briefe und Aufzeichnungen Feuerbachs zusammengestellt hat und an ihrer Hand das deutsche Volk durch die Tragödie dieses Lebens und Kampfens hindurchführt, so mag aus diesem schönen und stattlichen Bande¹⁾ doch noch der Weg hinüberführen zu den Werken und Offenbarungen des großen Meisters.

Gerade wir in Karlsruhe haben ja in erster Reihe die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die Kulturmission der klassischen Kunst nochmals versucht wird, und zu dem Werke Anselm Feuerbachs zumal stehen wir in besonderer Verpflichtung. Wir nennen nicht nur die köstlichsten seiner Schöpfungen unser Eigen — angefangen mit jenem Düsseldorfer Frühwerk, dem stötenspielenden Faun, hinüber zu dem „Blumenmädchen“ und den „Surportes“ der Karlsruher Zeit bis hin zum Dante und dem Symposium; aber damit nicht genug: der Name Karlsruhe hat ja dieses Leben der Enttäuschung und des Verkanntseins so ganz besonders belastet, und wenn man jetzt an der Hand des neuen Feuerbachbuches noch einmal alle Selbstzeugnisse dieser Künstlertragödie an sich vorüberziehen läßt, tritt immer wieder — von der Jugend an bis zu dem frühen Tod — der „Geist von Karlsruhe“ als das beherrschende Schicksal hervor. Es ist viel gestritten worden über diesen „Geist“, und die Leidenschaft des selbstbewußten und reizbaren Künstlers ist ebenso scharf und erschütternd gewesen in der Anklage wie die Kleinsichtigkeit und der Unverstand unüberwindlich blieb. Und über das Grab hinaus, bis tief in die Literatur der Kunsthistoriker hinein, ist Klage und Widerklage fortgesetzt worden bis heute. Der Freund des Künstlers, Julius Allgeyer, der ihm als Denkmal des Dankes eine umfassende Biographie gewidmet hat, ließ den Widerstand der stumpfen Welt und seine Unüberwindlichkeit ausschließlich aus dem Neid und dem Phylisterium der Karlsruher hervorgehen und fand darin die Lebenstragik seines Helden allein begründet.²⁾ Den Gegenbeweis suchte dann Dechselhaeuser anzutreten, indem er aus den Akten der Generalintendantur der Zwillinge den Schriftverkehr mit Feuerbach veröffentlichte und aus ihm zu einer Rechtfertigung des Karlsruher Standpunktes gelangte — sofern man eine solche Rechtfertigung mit dem Nachweis der korrekten Haltung als erbracht ansehen

darf.) Uns will vielmehr scheinen, als ob schon die Mutter vor dreißig Jahren in Anselms „Bemächtnis“, das sie bearbeitete und herausgab, mit fürsorgender und doch ausgleichender Gerechtigkeit das tragische Schicksal des Sohnes und die stillige Schuld der Zeitgenossen sehr klar zu scheiden gewußt hat, und daß man jetzt, wenn man in dem neuen Feuerbachbuche all die Dokumente nochmals an sich vorüberziehen läßt, zu einem eindeutigen Urteil gelangt. Der autokratische Zug von Feuerbachs Charakter, sein glühender Ehrgeiz und die düstere Leidenschaft seines Wesens mag die Katastrophe unvermeidlich gemacht haben: das kühle, hochmütige und kleinliche Wesen derer, auf die er angewiesen und ohne die er seine Bestimmung nicht erfüllen konnte, bleibt darum doch Tatsache.

Es ist nicht möglich, dies Urteil hier im einzelnen zu begründen; nur in kurzen Zügen können Feuerbachs Beziehungen zu Karlsruhe, die Inhalt und Schicksal seines äußeren Lebens fast völlig ausfüllen, an dieser Stelle skizziert werden. Den Sohn des Freiburger Archäologen verbanden frühe Jugendbeziehungen mit dem Badener Lande, in Freiburg hatte er seine Jugend verlebt, aber der humanistische Geist des Elternhauses wirkte schon in dem Knaben mächtiger als die Gotik und Romantik der alten Münstertadt. Dann zog er als Kunstjünger nach Düsseldorf — unter dem Schutze seines väterlichen Freundes, des Heidelberger Philosophen Rapp und dessen Tochter Johanna, die seinem Oheim Ludwig Feuerbach, dem Philosophen, in Liebe zugetan war und später auch in der Heidelberger Jugendgeschichte Gottfried Kellers wiederkehrt: man hat sich des Philosophen Rapp und seiner Tochter gerade kürzlich in anderem Zusammenhange wieder erinnert. In Düsseldorf lernte Feuerbach in dem Kreise jener Maler, die sich um Schadow und seine Schüler Schirmer und Bessing sammelten. Jene Vereinigung romantischen Naturempfindens und klassischer Komposition, die Schirmers Landschaften auszeichneten, spricht ja auch aus Feuerbachs Düsseldorfer Frühwerk, dem stötenspielenden Silen, den wir in unserer Kunsthalle besitzen.

Und diese Düsseldorfer Beziehungen führen unmittelbar nach Karlsruhe. Schirmer war im Jahre 1854 als Direktor der Akademie und Bessing als Galeriedirektor berufen worden — es war nicht zufällig, daß der neue badische Regent sich als Leiter seiner Kunstinstitute gerade die Häupter der Düsseldorfer Malerschule holte; und zur gleichen Zeit, im April 1854, gelangte Feuerbach, nach Jahren der Lehre in München, Antwerpen und Paris, gleichfalls in der badischen Residenz an: er war in der Zwischenzeit in die Bohème an der Isar und an der Seine geraten, war untergetaucht in die Farbe und Bewegung der großen Franzosen um Delacroix und hatte mit seinem „Hafis“ — das Bild hängt jetzt in der Mannheimer Kunsthalle — seinen ersten großen Wurf und die erste der vielen kommenden Enttäuschungen erlebt. Die Not und der Mangel waren nach dem frühen Tod des Vaters eingekehrt, und sein Versuch, in Heidelberg, wo die Mutter jetzt wohnte, festen Fuß zu fassen, scheiterte, als ihm der Philosoph Umbreit ein Porträt, das er in Auftrag gegeben hatte, zurückwies, weil es nicht würdevoll und respektvoll genug war: der Herr Hofrat war enttäuscht, weil die Wäsche auf dem Bilde nicht rein und gebügelt genug gemalt war. Die Mutter hat das Bild nach Jahrzehnten der Heidelberger Universitätsbibliothek geschenkt, heute schmückt es als kostbarster Besitz deren Direktionszimmer.

Der Vorfall zeigte, wie schwer es sein mußte, zwischen dem selbstherrlichen, genialen Feuerkopf und dem herrschenden Abderitenum der Beamten und Gelehrten eine Lebensmöglichkeit zu schaffen. Der Konflikt lag in der Luft, als Feuerbach nach Karlsruhe sich wandte, um dort am Sitze der neuen Kunstpflege eine Arbeitsmöglichkeit zu suchen. Wir besitzen die Erinnerungen Adolph Hausraaths und der Braun-Artaria, die beide uns den Feuerbach jener Tage sehr lebendig schildern: ein 25jähriger junger Mann, der — einen feuerrot gefütterten Mantel malerisch über die Schultern geworfen — auf dem Wochenmarke sich herumtrieb und dort die Modelle für seine Bilder zu werben suchte — gleich als ob Weinbrenners Stadtkirche und Rathaus wirklich ein antikes Forum im modernen Rom umschlossen! Solche Neugierlichkeiten wirkten verlegend in der kleinbürgerlichen Beamtenwelt, die im alten Karlsruhe die öffentliche Meinung und das Publikum ausmachte, es kam zu Redereien und Intriguen. Immerhin war der Anfang mit des altbewährten Schirmers Hilfe und geschäftiger Biegbarkeit nicht übel; Feuerbach malte im Auftrage des Regenten als die Zeugen seiner Pariser Schulung jene acht Supraporten im Residenzschloß mit allegorischen

¹⁾ Leipzig 1920, Bessie & Weyer. 460 S., geb. 18 Mk.

²⁾ Berlin und Stuttgart 1904; 2. Aufl., besorgt von dem lebigen Heidelberger Kunsthistoriker Carl Neumann; 2 Bde.

³⁾ Aus Anselm Feuerbachs Jugendjahren. Leipzig 1905.

Kindergruppen — „reizvolle Kabinettstücke voll dichterischen Empfindens und ganz französisch in buntem Schmelz aufleuchtender Farbenpracht“. Als aber der Künstler mit einem eigenen großen Werke, dem „Tod des Aretino“, das er schon in Paris vorbereitet hatte, hervortrat, kam es zum Skandal. Die Begutachtungskommission lehnte den Ankauf für die Galerie ab — sicherlich zum Teil auch unter dem Druck des Publikums, dessen Kunstverständnis über das Gegenständliche nicht hinausreichte und sich an dem Motiv des sterbenden Wüstlings ärgerte. Und als Feuerbach mit einem zweiten Bilde, einer „Versuchung des heiligen Antonius“, hervortrat und seine offizielle Uebersendung zur Pariser Ausstellung bei der Regierung beantragte, lehnte die Jury die Annahme ab wegen der Lascivität des Stoffes und der Behandlung. Diese zweimalige Ablehnung mußte der leidenschaftliche und empörte Mann als tiefe, persönliche Kränkung empfinden, und in einem Anfall von Raserei vernichtete er den „Antonius“; der „Aretino“ aber wanderte lange auf den Kunstmärkten umher und ist erst spät in das Museum zu Basel gelangt.

Die seelische und auch die materielle Not des Künstlers wurde durch diese Vorkommnisse unerträglich, und es ist erschütternd, in den Briefen an die Mutter die Schmerzensausbrüche des gequälten Mannes zu lesen. Wehrlos sah er sich dem philiströsen Unverstand eines öden Banasentums ausgeliefert, und da er als echter Künstler mit seinem Werke sich persönlich gleichzusetzen gewohnt war, so sah er hinter dem Urteil der Jury kleinlichen Künstlereid, den übrigens auch der vermittelnde Dechelhäuser bei seinem abschließenden Urteil wenigstens als möglich zugibt. Seines Bleibens war in Karlsruhe jetzt nicht mehr: „Ich glaube, daß wenn man über meinem Grabe von Karlsruhe sprechen sollte, ich mich unfehlbar darin undrehen werde.“ Aber wenn auch Publikum, Beamte und Neider diese Stadt der Verachtung ausmachten: der Regent kam zu Hilfe und gewährte nach Schirmers Vermittlung — der immerhin recht schwach sich gezeigt hatte — ein Reisestipendium nach Italien.

Wenig mehr als ein Jahr hatte Feuerbachs Karlsruher Aufenthalt gedauert. Im Juni 1855 zog er südwärts nach Venedig — gemeinsam mit Scheffel, den Erfahrungen und die eigene künstlerische Persönlichkeit in die gleiche Proteststimmung geführt hatten gegen die heimische Stadt. Aber während den einen ein gütiges Geschick unabhängig gemacht hatte von allem Wohlwollen und Almosen, von allen Gutachten und Zeugnissen, ist Feuerbachs italienische Zeit angefüllt mit den ewigen Unterhandlungen über die Auszahlung oder Verlängerung des Stipendiums, bis es darüber zum endgültigen Bruche kam. Die Kopie von Tizians Assunta in der Kunsthalle könnte von der bürokratischen Beaufsichtigung erzählen, die das Hoffinanzamt für nötig hielt, damit auch tatsächlich das aufgewendete Geld nutzbringend in dem Künstler angelegt sei und die Lieferungsfristen eingehalten würden — zum Wohle vor allem des aufstrebenden jungen Mannes selbst, für den man patriarchalisch-wohlwollend besorgt war; und die „musikalische Poesie“, die er dem Großherzog zu seiner Hochzeit überreichte, blieb ohne die erwartete Anerkennung: das Stipendium wurde schließlich nicht erneuert, und der weitere Aufenthalt in Italien wurde Feuerbach nur durch die Opferwilligkeit seiner darbenenden und an die Mission ihres großen Sohnes glaubenden Mutter ermöglicht.

Hugo Wiedebach = Woischüßky / Das Fenster.

An den Fensterseiben lesen rasch ein paar dicke Tränen hinunter. — Die erste hatte noch die Farben des Meeres und der grauen Tiefe des düsteren Himmels — die letzte flammte lachend auf, denn ein zarter Flimmer aus der Sonne war in sie hineingefallen, und da wurde sie unverzüglich zu einem glühenden, fröhlichen Weltbild, das im Entstehen schon heiter zerfiel.

Ich stand mit meinem Kinde am Fenster — und wir warteten auf die Hand der Sonne nach dem Regen... um das Fenster aufzuklopfen und diese zärtliche Hand zu ergreifen. Da — in dem kleinen Tropfen sahen wir plötzlich den blauen Willen des Abends. — Und schnell sprangen die Kiesel zurück, und die Scheiben tauchten in unser Zimmerdunkel.

Wir zogen einen Stuhl heran — mein Kind hob ich auf meine Knie — und dann stützten wir beide unsere Arme auf das Fensterbrett und begannen unsere Abendwanderung... soweit unser Blick reichen wollte....

„Papa... ob der Wald sich freut, daß jetzt am Abend noch die Sonne zu ihm kommt?“ ... Am Horizont atmete der Wald dunkel und schwer in den hellen Saum, den ihm die Wolken auf seinen breiten Rücken legten.

Noch hatte ja kein Werk Anerkennung gefunden und die einzige Verbindung, die der Künstler bisher gehabt, die mit der heimischen Dynastie, war abgebrochen. Sie wurde neu geknüpft erst zwei Jahre später, und zwar von Karlsruhe aus. Feuerbachs „Dante“ — derselbe, der jetzt in unserer Kunsthalle ist — hatte auf deutschen Ausstellungen Aufsehen erregt, und in Karlsruhe begann man sich daran zu erinnern, daß der Badener Feuerbach neben den in Karlsruhe regierenden Düsseldorfern Berücksichtigung verdiente. Aus dem Briefwechsel, den der Hoffinanzrat Kreidel mit Henriette Feuerbach in Heidelberg anknüpfte und den Dechelhäuser veröffentlicht hat, ersehen wir, wie Kreidel sich bemühte, sein früheres Verhalten Feuerbach gegenüber vergessen zu machen. Der Dante gelangte tatsächlich nach Karlsruhe, Feuerbach und seine Mutter rechneten angesichts ihrer trostlosen finanziellen Lage bestimmt mit dem Ankauf durch den Großherzog, da aber erstattete Lessing als Galeriedirektor ein vernichtendes Gutachten, das jeden Gedanken an einen Ankauf ausschloß. Auch diesmal wieder war das Motiv der persönlichen Abneigung, das Feuerbachs Leidenschaft stets in den Vordergrund schob, schwerlich ganz ausgeschaltet, aber das oberflächliche Urteil Lessings ging doch ganz und gar hervor aus der Unfähigkeit des Historienmalers, die an der Kunst der großen Venezianer gebildete Harmonie von Form und Seele zu begreifen und zu empfinden. Es ist unendlich peinlich und qualvoll, in den Briefen von Mutter und Sohn die ganze Spannung mitzuerleben, die sich viele Monate hinzieht und die für Feuerbach künstlerisch und materiell das Sein oder Nichtsein in sich umschloß. Man machte in Karlsruhe Gegenanschläge, wollte am Preise herunterhandeln, wollte einen anderen Auftrag geben und Vorschüsse darauf gewähren — aber für Feuerbach handelte es sich um den „Dante“ und konnte es sich um nichts anderes handeln. Da hat der Großherzog schließlich, als Feuerbach schon alle Hoffnung aufgegeben, persönlich eingegriffen und wider alles Erwarten das Bild für sich aus privaten Mitteln gekauft. Die Unterhandlungen, die das volle Jahr 1859 ausgefüllt hatten, waren vom Großherzog gegen seine Karlsruher Kunststräte entschieden worden — man wird vor dem Andenken des Künstlers und des Fürsten die Karlsruher Instanzen nicht von dem Vorwurfe der Kleinlichkeit und der Unfeinheit, zum mindesten nicht der Dummheit freisprechen können, und man hätte es niemals versuchen sollen.

Noch einmal wiederholte sich der Vorgang, als die „Ophigenie“ in Karlsruhe nicht angenommen wurde und dann nach Darmstadt wanderte; noch einmal wurde auch lebhaft unterhandelt, als 1869 von einer Berufung Feuerbachs nach Karlsruhe die Rede war; aber die Abneigung des Künstlers gegen Karlsruhe war nach allem, was geschehen, zu groß, er zögerte und konnte zu keinem Entschlusse kommen. Eine volle und freie Anerkennung seiner Kunst hat er bekanntlich ebenso wenig erlebt wie eine materielle Sicherstellung seiner Existenz: das „Gastmahl des Plato“ war im Jahre 1869 das erste große Werk seiner Meistertätigkeit, das endlich sofort einen Käufer fand: die Malerin Marie Köhrs aus Hannover erwarb es, und erst 1890 ist es in den Besitz der Karlsruher Kunsthalle übergegangen — zehn Jahre nach des Künstlers Tode. Die Heimat gab ihm nicht, worum er warb, weil er zu stolz und zu unglücklich war, um sich zu beugen; so blieb er mit seiner Sehnsucht im Lande der klassischen Schönheit, einsam, verkannt und liebelos — nur der Erfüllung seiner künstlerischen Bestimmung zu leben!

„Sicher freut er sich... ich meine es zu sehen, wie er die Arme dehnt nach der Wärme und dem Licht. Und gar erst der Prinz Pfifferling — ich glaube, der springt nun auf dem Moos jedem Sonnenstrahlchen nach...“

„Der Prinz Pfifferling? ... Wer ist denn das?“

„Den kennst Du nicht?... Du kennst nicht die Geschichte von dem Prinzen Pfifferling mit dem gelbgefrankten Gut, der runden Nase und den gelbgrünen Sonntagshosen?“

„Ach, erzähl mir doch die Geschichte... liebes Pappeli!“

„Schön! Aber, daß Du sie mir nicht mehr vergißt!“

Ein Arm des Kindes suchte still meinen Nacken — und wir schauten... nein — wir wanderten zusammen hinüber in den fernen Wald, über dem der Abendwind nach der Sonne segelte.

„Der Prinz Pfifferling saß mit der ganzen Familie beim Abendtisch.“ — „Was aßen sie denn?“

— „Das weiß ich nicht genau... wahrscheinlich Spätzle mit Kraut. Und die Spätzle waren ganz schwarz. Denn es war doch bößer Krieg, und das schöne, weiße Mehl kriegte da nicht einmal der Prinz. Es hatte den ganzen Tag geregnet, und der Prinz Pfifferling hatte ein Stelldichein mit seiner liebsten Spielgefährtin, der Prinzessin Pfifferlina nach dem Abendessen

verabredet. Und nun regnete es immerzu. Und der alte Fürst, des Vaters des Prinzen — er hieß Fürst Pfliffer, wenn Du Dir den Namen merken willst — hatte streng gesagt: Heute ist's kühl. Nach Tisch geht man gleich zu Bett — man hat mich verstanden?"

"Ganz wie Du immer sagst, Papa... geht?"

"Ja natürlich. Fürstenväter sagen auch nichts anderes zu ihren Kindern als wie gewöhnliche Väter..."

Also: der arme Prinz Pflifferling aß langsam seine schwarzen Spätle und Stöcherie in dem Kraut herum, in dem auch nicht ein bißchen Schmalz war. Denn die Fürstinmutter hatte das letzte gestern in die Pfanne getan, als Fürst Pfliffer einen Eierkuchen haben mußte, weil er sich den Magen verdorben hatte. — Es schmeckte ihm gar nicht — und er wollte es liegen lassen. Aber da hättest Du den Fürstwater Pfliffer sehen sollen: „Ob man wohl endlich sein Kraut essen wird, Prinz Pflifferling!? runzelt er die Brauen. Und ganz wie Du zog der Prinz ein jämmerliches Mäulchen und wollte zu weinen beginnen — und der Fürst drehte die Gabel um und wolt... aber da begann in dem Wipfel des vorkligen Stammes, an dem sie alle zu Tisch saßen, ein Klüstern und Klingeln: ... horcht sie kommt... schaut! sie nestelt ihren Mantel auf...!

Und da legte der Fürst die Gabel hin... und alle schauten hinauf. Und sie sahen, daß das Rieseln in den Nadeln aufgehört hatte und daß die dünnsten Spitzen der Büschel schon glänzten als ob sie aus Diamant wären.

„Am Ende kommt doch noch besseres Wetter...“ seufzte die Fürstinmutter, und nahm dem Prinzen rasch das ungeschmalzene Kraut vom Teller und aß es selber. Da erinnerte sich der Fürst Pfliffer seines ungezogenen Prinzen — und wollte eben wieder seine Gabel umdrehen... da sah er, daß das Kraut nicht mehr auf seinem Teller war. „Nun wohl — ich sehe, man hat gehorcht und sein Kraut brav gegessen. Ich, der Fürst, finde mich erfreut über meinen prinzipalischen Sohn. Man gebe zum Lohn und spiele noch ein halbes Stündchen. Aber nicht länger — dann in's Bett! Verstanden! Ei — da bekam der Prinz Pflifferling mit einmahl ein ganz rosigelbes Gesichtchen vor Freude... und die ganze Tafelrunde saß in einem sprühenden Wöllchen von Licht, das sich an dem rauhen Stamm hinuntergetastet hatte und sich recht mitsrente über die seine Versammlung da unten.

Er sprang auf, machte seinem Papa und seiner Mama seine zierlichste Verbeugung und — weg war er.

„Ja — aber die Prinzessin Pflifferlina?“

„Warte es nur ab... Die Prinzessin, die ein artiges Kind war und still ihre Spätle mit dem Kraut gegessen hatte, wischte sich den Mund und machte der ganzen Tischgesellschaft einen Hofknicks, nickte mit ihrem artigen, gelben Köpfchen und bat die hohen Eltern um...“

„Papa, was ist ein Hofknicks?“

„Ach so, das weißt Du nicht. Nun, ein Hofknicks — ja ein Hofknicks ist ein Knicks, wie man ihn beim Hofe macht.“

„Ist dann der Knicks, den der Gidel im Bühnerhof beim Großpapa vor seinen Hennengadelen macht, auch ein Hofknicks?“

„Ganz recht. Jawohl. Das ist der Hofknicks. So einen Knicks machte die Prinzessin Pflifferlina und bat mit ihrem kleinen Stimmchen auch um die Erlaubnis, noch ein halbes Stündchen mit dem Prinzen in den Sonnentupfen spielen zu dürfen... Und der Fürstwater Pfliffer war sehr guter Laune und winkte mit der Hand... „Sie möge herkommen. Ich, der Fürst, will Ihr einen Kuß auf die Stirn drücken... Da trippelte sie zu ihm hin, empfing mit gesenktem Köpfchen den Kuß und — weg war sie.“

Und alle standen auf und gingen lächelnd in der warmen Sonne spazieren. Und der Prinz sprang schon am weitesten voraus, Hand in Hand mit der Prinzessin.

Und wir würden sie springen sehen, wenn wir dort wären, dort drüben im Wald...“

„Ich will doch immer meine Spätle essen — wie die Prinzessin Pflifferlina. Und dann werde ich einen Hofknicks machen. Läßt Du mich dann auch eine halbe Stunde noch spielen vor dem Zubettgehen?... Und jetzt mußt Du mir einen Kuß geben, Papa!“ Nachdem beide Arme des Kindes meinen Nacken fest umklammert hatten und ich den warmen Atem an meinem Munde gespürt hatte, stützten wir wieder unsere Ellbogen auf das Fensterbrett und flogen in das Land hinaus, eng umschlungen. Aber wir kamen nicht weit. Unter uns leuchtete die Landstraße, von Bäumen getragen und umfaßt, zwischen den Feldern und Wiesen. Und ein großer Wagen, mit drei Pferden bespannt, bewegte sich langsam dahin.

„Sieh... sieh den Schnauzer, der unter unserem Fenster steht... ich glaube, der meint, wir werfen ihm etwas zum Fressen hinunter...!“

„Nein. Der will sich Dir nur rasch zeigen: Schau, kleines Fräulein, was ich für ein linker Kerl bin. Eben bin ich noch auf dem Wagen da unten gefahren — und nun sag ich Dir schnell guten Tag, wie geht's? Und dann sitze ich wieder auf dem Kutschbock und fahre in die Welt hinaus.“

Aber immerhin, wir können ihm ja einen Bissen Brot hinabwerfen. Dort auf dem Teller liegt noch eine Kruste, die meine Prinzessin Pflifferlina liegen gelassen hat — jawohl — ein andermal drehe ich die Gabel um und sage: Ich, der Vater, wünsche, daß man nichts liegen lasse...“

Der schwarze behende Schnauzer stieg geschickt das Brot auf und trollte sich in die Büsche.

„Hörst Du ihn nicht klaffen von dem Wagen auf der Landstraße?“ „Ich höre es ganz deutlich, Papa, jetzt sitzt er wieder auf dem Bock beim Kutscher und fährt in die weite Welt...“

„Wenn Du aber wüßtest, was der Schnauzer alles erlebt hat, bis er groß geworden ist und stolz in die Weite fahren darf?“ Die Landstraße machte gerade an dem im Abenddunst badenden Walde eine veranlagte, seidenhelle Schleife. Und der behäbige Wagen glitt auf die Schatten zu. — Ein leises Klaffen und ein Neigen der Räder schwirrte zu uns herüber... ein Lebenslaut von Sehnsucht und Wandern und flirrender Ferne und glatten, weiskirbelnden Wolken.

„Ja... er hat viel mitmachen müssen, der Bubi. Als er noch klein war, lag er bei seiner Mutter im Stroh und machte es sich recht bequem. Denn das Fell seiner Mutter war weich und warm, und es schlief sich herrlich bei ihr.“

„Welt... das weiß ich. Bei der Mama schlief ich auch viel lieber als in meinem Bettlein allein...“

„Siehst Du. So ging es dem Bubi auch. Aber allmählich wurde er größer und ein recht ungezogener Junge. Er streckte allen Leuten die Zunge heraus — und lärmte und biß — kurz, er war sehr unartig... und wollte nicht zur Nacht beten.“

„Ach ja... wie der böse Nachbars Heini! Denke mal, gestern hat er mir die Zunge herausgestreckt und gesagt: Geh weg, sonst kriegst Du ein Vog!“

„Mit so einem garstigen Jungen würde ich nie mehr spielen!“ „Also, auch der Bubi war unartig. Aber da war eben nur seine Mama, die Frau Bubi, die war viel zu gut mit ihm. Und so kam es, daß der Müllerknecht nach dem Rechten sehen mußte. Als es gar zu bunt wurde mit den Unarten vom Bubi, da packte er ihn am Fell und warf ihn in den Teich: Da schwimm — und merk Dir's — Du böser Bubil schrie er ihm nach.“

„D... der arme Bubi...! er konnte doch gar nicht schwimmen! D... der schlimme Müllerknecht. Geht, der Heini darf nicht in den Teich geworfen werden!?? Ich weiß bestimmt, er kann auch nicht schwimmen. D... der arme, arme Heini!“

„Wir reden ja jetzt vom Bubi, Kind. Und der konnte schwimmen. Und der Heini wird nicht ins Wasser geworfen. Der bekommt von seinem Papa höchstens ein paar tüchtige Klaps auf den Mund.“

„Ach, der hat schon viel Klaps gekriegt, Papa. Aber seine Mutter sagt, das helfe nichts bei dem Lausbuben.“

„Dann bleibt ja immer noch der Teich. — Aber der Bubi konnte schwimmen. Und das kalte Wasser und der Schreck hatten doch bewirkt, daß er sich besserte und nicht mehr den Leuten die Zunge herausschreckte. Da nahm ihn der Müllerknecht auf den Wagen und lehrte ihn auf die Sacke acht geben und zu helfen, wenn sich jemand dem Wagen näherte. Und heut — heute ganz früh am Morgen — sagte der Knecht zu dem großgewordenen Bubi: Jetzt gehst in die Welt — und du darfst mit! Denn der Wagen dort auf der Straße mit den starken Roffen kommt schon von weit her... weit hinter dem See kommen sie her... weit in die Welt hinaus wollen sie fahren... und der Bubi ist immer dabei.“

„D... der arme, arme Heini... kann doch nicht schwimmen...“

Das Vermögen um meinen Nacken war locker geworden... ich hatte es nur nicht gefühlt, da meine Bubigeschichte erst begann. Und nun war die sanfte Wärme weggeglitten von meinem Hals, und der Kopf des Kindes lag fest an meine Brust gedrückt. Und richtig: Als ich hinausjuchte in die flimmernde Dämmerung, rann die Landstraße als milber Fluß verlöschend an dem Walde hin, der längst zur Ruhe gegangen war. Der Wagen mochte seine Laterne an die Deichsel gehängt haben, und der Hund lag im Stroh, den Kopf zwischen den Füßen.

So schloß ich, ohne mich zu bewegen, behutsam die Fenster. Und da waren wir wieder daheim. Hinter den Scheiben, mit den fleckig und still versunkenen Tropfen, glitt die bunte Welt zu Schlaf und Traum.